

Vom Nutzen der Anerkennung der verschlungenen Wege sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion und Schluss

Im »Aktionsplan für einen wettbewerbsfähigen Forschungsraum« von 2015, in dem die geplanten Maßnahmen und Ziele des Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft kommuniziert wurden, kommt den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften eine besondere Aufmerksamkeit zu. Das Dokument widmet ihnen und ausschließlich ihnen ein eigenes Kapitel. Begründet wird dies damit, dass ein für die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften spezielles Problem gesehen werde, nämlich dass ihr Nutzen für Wirtschaft und Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten nicht ausreichend kommuniziert und herausgehoben worden sei.¹ Dass die Sozialwissenschaften gemeinsam mit den Geistes- und Kulturwissenschaften in Dokumenten zur Forschungsförderpolitik herausgegriffen werden, um ihre Bedeutung und Rolle zu rechtfertigen, ist kein Alleinstellungsmerkmal der österreichischen politischen Landschaft. In einem ersten Entwurf des Forschungsförderprogramms *Horizon 2020* sprach ihnen die Europäische Kommission eine eigenständige Förderschiene ab und sah vor, sie ausschließlich in allen andern Förderschienen als *Querschnittsdisziplin* zu implementieren.² Dies veranlasste mehrere Vertreter*innen der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften dazu, offen für die Weiterführung einer eigenständigen Förderschiene einzutreten. In mehreren offenen Briefen, Artikeln (z.B. Felt 2014) und bei verschie-

1 Quelle: https://era.gv.at/public/documents/2424/0_20150225_Forschungsaktionsplan.pdf; 39ff (zuletzt zugegriffen März 2022).

2 Siehe dazu das *Green Paper* der Europäischen Kommission: [http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com\(2011\)0048/com_com\(2011\)0048_en.pdf](http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com(2011)0048/com_com(2011)0048_en.pdf) (zuletzt zugegriffen März 2022).

denen Konferenzen hoben sie die wichtige Rolle und Bedeutung der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften hervor.

Es ist auch keine unbedingt neue Erscheinung, dass die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften ihre Position und Bedeutung herausheben und verteidigen müssen. Die Sozialwissenschaften, auf die ich mich in meiner Arbeit konzentriere, waren immer wieder herausgefordert, sich erklären und ihre Existenz legitimieren zu müssen.³ Diese besondere Stellung führte allerdings nicht zu einer vermehrten Aufmerksamkeit vonseiten der Wissenschaftsforschung. Im Gegenteil, die Sozialwissenschaften wurden von der Wissenschaftsforschung weitgehend ignoriert (Felt 2000; Camic u.a. 2011; Weist 2018). Jenseits präskriptiver Literatur zur Wissensproduktion – Camic, Gross und Lamont (2011, 5) fassen darunter Methoden- und Lehrbücher – und vereinzelten ideengeschichtlichen Untersuchungen ist unter dem Blickwinkel der Wissenschaftsforschung deswegen nur wenig über ihre Arbeitsweise bekannt. Auch über das Verhältnis der Sozialwissenschaften zu anderen sozialen Bereichen wie Politik, Wirtschaft oder Medien gibt es nur sporadisch Untersuchungen. Die Sozialwissenschaften lassen sich allerdings nicht ohne weiteres unter die Natur- und Technikwissenschaften subsumieren, die von der Wissenschaftsforschung umfassender behandelt werden. Sie weisen Eigenheiten auf, die sie als besonders auszeichnen und damit auch eine spezielle Aufmerksamkeit rechtfertigen, wofür dieses Buch unter anderem Beleg sein soll.

Der in meiner Arbeit konstruierte Fall quantitativer sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion anhand der Immobilienvermögenserhebung (Fessler u.a. 2009; K. Wagner und Zottel 2009) und des HFCS der Österreichischen Nationalbank (OeNB) (Andreash u.a. 2012; Fessler u.a. 2012) weist ein eigenständiges und kompliziertes Geflecht unterschiedlicher sozialer Ordnungen und Praktiken (Schatzki 2002, 173) auf, die sich von Forschungen der Natur- und Technikwissenschaften unterscheiden. So ist die Erhebung eingebettet in ein historisch spezifisches Verhältnis von Medien, Staat, Wirtschaft und Wissenschaft, das der Quantifizierung sozialer Phänomene ihre gegenwärtige Bedeutung und Rolle verleiht (siehe dazu u.a. Porter 1996; Desrosières 2005). Auch die Zusammensetzung und Zusammenarbeit der spezifischen *social sites* sind ein Alleinstellungsmerkmal für quantitative sozialwissenschaftliche Wissensproduktion. So benötigen sie Organisationen, deren

³ Siehe dazu z.B. den Sammelband zur Frage der Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens in Deutschland, herausgegeben von Beck und Bonß (1989).

Hauptzweck es ist, die österreichische Gesellschaft für Untersuchungen zugänglich zu machen. Auch der Ort der öffentlichen medialen Auseinandersetzung mit den Ergebnissen und die Art der Auseinandersetzung stellen Distinktionsmerkmale zu den Natur- und Technikwissenschaften dar (siehe z.B. Badenschier und Wormer 2012; Elliott 2012). Darüber hinaus erfahren die Sozialwissenschaften eine spezifische Behandlung durch die Medien, was auch Auswirkungen darauf haben kann, wie sozialwissenschaftliche Erhebungen und Untersuchungen durchgeführt werden. Auch die Arbeitsstätten der Forscher*innen und deren Handlungsoptionen werden davon tangiert.

Leitend für dieses Buch und die Diskussion der Fallstudie ist die Grundlegende Aussage, dass Wissenschaft in ihren Praktiken die Realitäten erzeugt, die sie beschreibt (Law 2004, 13). Um diese Aussage für die Sozialwissenschaften in ihrer ganzen Tragweite erfassen zu können, gilt es, die Aufmerksamkeit auf das gegenseitige Durchdringen dieser verschiedenen *social sites* zu lenken und die Frage zu beantworten, wie sie sich wechselseitig in ihrem Verständnis, ihren Regeln und Zielen beeinflussen. Zumeist bedarf es Arbeit, Ressourcen und Verbündeter, um Realität überhaupt erfolgreich erzeugen zu können. Gemeinhin wird der Fokus jedoch nur auf eine Arena und die dort vorhandenen spezifischen Praktiken gerichtet. Auf diese Weise wird den Forschungsstätten (Latour und Woolgar 1986), der wissenschaftlichen Gemeinschaft (Bourdieu 1992) oder den Aktanten (Law 2008) die gesamte Bürde überantwortet, die spezifische Form der (sozial-)wissenschaftlich produzierten und beschriebenen Realität zu erklären. Die Tätigkeiten, Praktiken und *social sites*, die Zahlen und Statistiken ihre Aussagekraft verleihen, gehen allerdings weit über diese hinaus, sowohl örtlich als auch zeitlich.

Die Zahlen und Statistiken können auf die Arbeit und Ergebnisse vergangener Bestrebungen aufbauen. Historisch bedurfte es einiger Anstrengungen sowohl vonseiten der Wissenschaft und Forschung als auch vonseiten des Staates, der Gesellschaften und verschiedener Organisationen, um Quantifizierung als zulässige Realitätsform zu etablieren (siehe u.a. Porter 1996; Desrosières 2005). Diese Erwartungen an und Vertrauen in die Zahlen und Statistiken muss nicht mit jeder Erhebung neu aufgebaut werden. Gegenwärtig besteht ein Grundvertrauen, eine Basis, auf der alle neuen Zahlen und Statistiken sich beziehen können. Sie werden in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen eingesetzt bzw. genutzt und sind Teil des konstitutiven praktischen Verständnisses unterschiedlicher sozialer Arenen, um geteilte Ziele zu erreichen (Porter 1996; Desrosières 2005; Miller 2005). Neben diesem Grundvertrauen bauen aktuelle Erhebungen auch noch auf einer

in der Vergangenheit aufgebauten Infrastruktur auf. So ermöglicht die Existenz eines Marktes für Meinungs- und Marktforschung (Quatember 2001, 53f) sowie für Statistiksoftware, dass entsprechende Erhebungen für Organisationen wie die OeNB überhaupt leist- und durchführbar sind.

Weder das Grundvertrauen noch die Infrastruktur sind selbstverständlich, unveränderlich und für alle Zeiten gegeben. Erschwerete Zugänglichkeit und Erreichbarkeit der Interviewpartner*innen, fehlende Bereitschaft an Erhebungen teilzunehmen und technische Entwicklungen können dazu führen, dass Erhebungen, die Standards, Vorgaben und Gewohnheiten der wissenschaftlichen Gemeinschaft folgen, nicht mehr leist- und durchführbar werden. Auch das Vertrauen in eine quantifizierte Welt ist nicht unerschütterlich, was in den aktuellen Debatten zu Statistiken zur Verbreitung von Covid oder auch die Glaubwürdigkeit von Umfragen generell unmittelbar beobachtbar ist. Sozialwissenschaftlich etwas in Form von Zahlen und Statistiken zu wissen, ist vorübergehend und brüchig, genauso wie die Ergebnisse spezifischer Erhebungen selbst vorübergehend und brüchig sind, die z.B. durch Folge- oder andere Erhebungen ihre Bedeutung für die verschiedenen *social sites* verlieren können.

Die Komplexität der Quantifizierung sozialer Phänomene anzuerkennen, ermöglicht es darüber hinaus, ein vielschichtiges Bild sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion zu erkennen, das jenseits der einfachen Dualität von distanziert-objektiv einerseits und ideologisch-subjektiv andererseits erzeugt wird. Eingeschlossen in dieses komplexe Bild von wissenschaftlicher Wissensproduktion wären dann sowohl die methodischen Vorgaben für quantitative Forschung als auch das soziale und politische Engagement der Forscher*innen. Einen beobachtbaren Ausdruck finden die gegenwärtig gültigen Ansprüche an quantitative Forschung, das Engagement und die Überzeugungen der beteiligten Akteur*innen und Akanten in dem für die OeNB-Erhebung produzierten Fragebogen. Er realisiert in seinem Aufbau und den Vorgaben zum einen die Idealvorstellung einer distanziert-entpersonalisierten Forschung, da sowohl die Interviewer*innen als auch die Teilnehmer*innen strengen Handlungsvorgaben unterworfen werden. Zum anderen ist er Ausdruck des Engagements der Forscher*innen, Vermögen in unterschiedlichen Arten und Formen zu inkludieren, um die Erhebung an die österreichische Situation anzupassen und darüber auch das eigene Forschungsinteresse zu berücksichtigen. Darüber hinaus spricht auch die Beobachtung, dass die Forscher*innen im Forschungsprozess ihre Praktiken an die Gegebenheiten der Untersuchung anpassen und Kenntnisse vertiefen

konnten, dafür, dass es fließende Grenzen gibt und ein Teil des Lernens darin besteht, herauszufinden, wie die von der wissenschaftlichen Gemeinschaft und darüber hinaus erwünschte und erwartete Objektivität erzeugt werden kann. Auch die Berichterstattung und Nutzung der Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung können nicht einfach auf diese einfache und klare Dualität heruntergebrochen werden, da sowohl die Befürworter*innen als auch die Gegner*innen mit unterschiedlichen Ansprüchen, Motivationen, Vorstellungen und aus unterschiedlichen Positionen heraus an die Zahlen und Statistiken herangehen.

Hier kommt auch die Form der produzierten Realität zum Tragen, die immer eine politische Dimension hat. So verknüpft beispielsweise Porter (1996, 77) die historischen Wurzeln der Quantifizierung der sozialen Welt mit dem aufkeimenden Klassenkampf im frühen industrialisierten England und Frankreich. Ziele der ersten quantitativen Erhebungen seien vor allem Fabrikarbeiter, Prostituierte, Cholerakranke, Geisteskranke und Arbeitslose gewesen. Statistiken hätten die Möglichkeit geboten, sich mit Gruppen zu beschäftigen, ohne einzelne Personen genauer untersuchen zu müssen, ihnen also ihre Individualität zu nehmen. Die Quantifizierung wurde deswegen als ideales Mittel zur Untersuchung der Unterschicht angesehen. Für die Oberschicht wurde sie hingegen als ungeeignet betrachtet, da diese sich aus interessanteren Individuen zusammensetze. Der Widerstand gegen Erhebungen zu Vermögen in Österreich mag, so gesehen, möglicherweise tiefergehende Ursachen haben als die Sorge, den Kampf gegen Erbschafts- und Vermögenssteuern zu verlieren. Quantitative Erfassungen von großen Vermögen würden diese auf eine Zahl reduzieren, damit gewöhnlich machen und vor allem in ein handhabbares Objekt politischer Maßnahmen und Verhandlungen umwandeln.⁴

4 Dies ist bei der Erhebung der OeNB auch explizit gegeben und ausformuliert. So wird im Rahmen der Erhebung offen bei Themen wie der »Auswirkung makroökonomischer Schocks« und zum anderen unausgesprochen bei Themen wie der Erbschaftssteuer argumentiert, dass die Quantifizierung sozialer Phänomene von Relevanz sei und die Grundlage für politische, soziale und ökonomische Entscheidungen bilde. Die Quantifizierung noch nicht erfasster Eigenheiten österreichischer Haushalte ermögliche politischen, sozialen und ökonomischen Akteur*innen, bestimmte Themen aufzugreifen und ganz im Sinne gegenwärtig – zumindest argumentativ – vorherrschender Logiken und Praktiken evidenzbasierter politischer Auseinandersetzung und Entscheidungsfindung Position zu beziehen und politisch einzugreifen. Das bedeutet in diesem Fall, Fragen von wirtschaftspolitischen Beschlüssen, institutionellen Änderungen, Vermö-

Mittlerweile sind (fast) alle sozialen Schichten und Lebensbereiche von Quantifizierung erfasst (Mau 2017). Nichtsdestotrotz bleibt die Frage nach der Verantwortung der beteiligten Akteur*innen, Aktanten und der involvierten Praktiken bestehen, denn immerhin sind sie für die Ergebnisse und für die produzierten expliziten und impliziten Realitäten (Law 2009, 14f) mitverantwortlich.⁵ Diese inhärent politische Agenda wird allerdings zugunsten des Wunsches nach einer objektiven, prozeduralen Produktion sozialwissenschaftlichen Wissens zumeist ignoriert. Horst Kern (1982, 274) wirft den Sozialwissenschaften daher vor, als »disciplina arcana« zu agieren, in deren »Geheimnisse bestenfalls der Eingeweihte vordringt« und in der »Ecken und Kanten«, »Lücken, Irrtümer und Einseitigkeiten« zum Zwecke der »Immunsierung vor Kritik« verschwiegen würden.

Die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion als kompliziertes Geflecht aus sozialen Ordnungen und Praktiken zu verstehen und zu fassen, bietet den verschiedenen involvierten Elementen und Aspekten Raum, zur Erklärung spezifischer Wissensprodukte beizutragen. Durch die Formulierung, dass die Wissenschaft in ihren Praktiken die Realität erzeugt, die sie beschreibt, bekommt auch die Frage nach der Verantwortung für die Produkte wissenschaftlicher Praktiken und dafür, was als wissenschaftlich angesehen werden kann, eine weiterreichende Bedeutung. Die Frage der Verantwortung umfasst nun nicht nur, dass bei der Produktion und der Nutzung umsichtig, den gegenwärtigen Standards, Vorgaben und Gewohnheiten folgend, vorgegangen werden muss, sondern die verschiedenen *social sites* tragen Verantwortung für die Realitäten, die sie in ihren Praktiken produzieren. Sozialwissenschaftliche Methoden sind deswegen inhärent politisch (siehe dazu u.a. Savage 2013, 5f). Etwas aufgrund methodischer Beschränkungen oder Eigenheiten nicht zu sehen, zu berücksichtigen und miteinzubinden, bedeutet, ihm keine Realität zukommen zu lassen.

Einen interessanten Vorschlag, den politischen Charakter der Produktion und des Umgangs mit Zahlen und Statistiken nicht unter den Tisch fallen zu lassen, hat Martha Kenney (2015) ausformuliert. Sie schlägt vor, Zahlen und

gensverteilung, Erbschaft und sozialer Ungleichheit in Österreich zu behandeln. Im Produzieren dieser Realitäten beziehen Zahlen und Statistiken Stellung. Sie sind immer politisch. Ganz gleich, ob ihre Produzent*innen dies wollen oder wahrhaben wollen. Siehe dazu die Ziele der OeNB-Erhebung auf der Website: <http://www.hfcs.at/ueber/ziele.html> (zuletzt zugegriffen März 2022).

5 Für letztere verwendet Law die Bezeichnung *collateral realities* (2011).

Statistiken ein ethnografisches Verständnis von *accountability* und *accounting* zugrunde zu legen, um die in ihnen verfestigten mannigfaltigen Beziehungen offenzulegen, hervorzuheben und nachzuerzählen. *Accounting* und *accountability* würden die narrativen Qualitäten einer ethnografisch ausgerichteten Wissenschaftsforschung mit den Qualitäten der quantitativen Forschung verknüpfen. Zu letzterem zählen z.B. Präzision oder Vergleichbarkeit durch Standardisierung. Dazu seien zum einen erzählerische Fähigkeiten notwendig, um die bei der Produktion und Arbeit mit Zahlen und Statistiken notwendigen Entscheidungen, Tätigkeiten, die involvierten Akteuren und Akteur*innen narrativ hervorzuheben und nachvollziehbar zu machen sowie die Tendenz von Zahlen und Statistiken zur Naturalisierung und Essenzialisierung abzuschwächen. Es gilt, der Illusion der Selbstevidenz von Zahlen und Statistiken, aber auch der Illusion des Unpolitischen und der Harmlosigkeit entgegenzuwirken. Zum anderen seien mathematische und statistische Kenntnisse notwendig, um mit Zahlen arbeiten zu können und das kreative Potenzial und Alleinstellungsmerkmal von Zahlen und Statistiken zu bewahren (2015, 767f).

Während Kenney sich mit ihrem Vorschlag besonders an Wissenschaftsforscher*innen richtet und die Produktion von Zahlen und Statistiken im Blick hat, sehe ich den Nutzen dieser Verknüpfung ethnografischer und statistischer bzw. mathematischer Herangehensweisen auch für die anderen involvierten *social sites* und für die Sozialwissenschaften generell. In der medialen Auseinandersetzung mit Zahlen und Statistiken würde dies beispielsweise ermöglichen, mit Zahlen und Statistiken zu arbeiten, ohne ihnen eine un hinterfragte Autorität zukommen zu lassen. Auch sehe ich hier einen direkten Nutzen für das Verfassen von Forschungs- und Methodenberichten quantitativer Studien. So könnte es zu einer Änderung der bisherigen Schreibgewohnheiten führen, wenn die Beschreibungen quantitativer Methoden in den Berichten nicht mehr auf Distanz generierend ausfallen würden und ausschließlich technisch fokussiert wären. Forscher*innen und ihre Praktiken könnten dann mehr Platz einnehmen und ihre Rolle und Bedeutung bisher stärker nach außen reflektieren. Ansätze dazu finden sich in der feministischen Methodenkritik (Hesse-Biber und Leavy 2007), die sich allerdings mit Ausnahme von Sharlene Nagy Miner-Rubino und Toby Epstein Jayaratne (2007) bisher nur wenig mit der quantitativen Forschung auseinandergesetzt hat.

Den größten möglichen Nutzen sehe ich allerdings für die Bildung und Ausbildung kommender Generationen von Sozialwissenschaftler*innen (Weist 2018). Um sich produktiv darüber auseinandersetzen zu können, dass mit der Entscheidung für eine sozialwissenschaftliche Methode auch eine

Verantwortung für die Realitäten, die damit produziert werden, verknüpft ist, bedarf es der Offenlegung der verschlungenen Wege sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion. Die Vermittlung von Vorgaben und Gewohnheiten der quantitativen Sozialforschung an den Universitäten und in Lehrbüchern muss in diese Richtung thematisiert und problematisiert werden, damit die Auseinandersetzung damit nicht erst mit Eintritt in das Arbeits- bzw. Forschungsleben beginnt.

Eine stärkere Hinwendung zu diesem spezifischen Verständnis von *accountability* beim Thema Quantifizierung, sehe ich auch als angemessen an, wenn die Zahlen und Statistiken die Tische der Forscher*innen verlassen. Denn, soweit sich die Wissenschaftsforschung auch um die Sozialwissenschaften kümmert und in Debatten um die Forschungsförderung dessen Bedeutung immer wieder in Frage gestellt wird, lässt sich doch ein erheblicher Einfluss der Sozialwissenschaften auf soziale, wirtschaftliche und politische Belange beobachten, wenn auch oft jenseits der Orte, wo die Naturwissenschaften und technologische Entwicklungen besprochen werden (siehe dazu u.a. Mesny 1998; Felt 2000)⁶. Besonders den sozialwissenschaftlichen Disziplinen und Forschungstätigkeiten, die sich der Quantifizierung sozialer Phänomene verschrieben haben, kommt eine intensive mediale Aufmerksamkeit zu. Sie werden gerne und häufig zur Auseinandersetzung mit verschiedenen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Themen herangezogen. Sozialwissenschaftliche Themen werden jedoch in der öffentlichen/medialen Auseinandersetzung von Tages- und Wochenzeitungen selten in der Rubrik Wissenschaftsberichterstattung besprochen, sondern eher unter Politik und Wirtschaft (siehe dazu Cassidy 2008, 227f). Insofern erfahren sie eine grundlegend andere Behandlung als die Natur- und Technikwissenschaften.

Medien selektieren in ihren Praktiken Informationen. Sie entscheiden, was relevant ist und was nicht (Hall 2018; Schadauer und Schäfer 2019; Schadauer 2022). Sie, bzw. Blogger*innen, Journalist*innen, Kommentator*innen scheinen dabei wenig Berührungsängste zu haben, direkt und offen in Gesellschaft und Politik einzutreten und Forschungsergebnisse mit politischen Handlungsempfehlungen zu verknüpfen. Der mediale Umgang mit den Ergebnissen der beiden Erhebungen der OeNB können hierfür

6 Aber auch schon Giddens (1987) Konzept der Doppelten Hermeneutik aus den 1980er Jahren verweist auf die Bedeutung der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft und auf ihren Einfluss auf die Gesellschaft.

als Anschauungsmaterial dienen. Sie wurden vorwiegend als Vehikel dafür benutzt, bestimmte soziale und politische Positionen und Argumente darzulegen und zu untermauern. Wenig Aufmerksamkeit wurde der Frage gewidmet, wie diese Ergebnisse zustande gekommen sind. Die Spezifika in der sozialen Arena der Zahlenproduktion waren kein oder nur ein untergeordnetes Thema der Berichterstattung. Es dominierte die Frage, ob sie für die Ziele der eigenen *social sites* benutzt werden können oder nicht.⁷ Teil dessen ist es, dass Zahlen und Statistiken in einen thematischen Kontext gestellt werden, der weit über das hinausgeht, was in den Berichten der Forscher*innen unmittelbar zu finden ist.

Zahlen und Statistiken erhalten darüber Einfluss, was dazu führt, dass verschiedene Personengruppen mit unterschiedlichen Praktiken versuchen, diese unter Kontrolle zu bringen. Zahlen und Statistiken werden darüber in unterschiedliche zeitlich entfaltende und räumlich verstreute Geflechte aus *doings* und *sayings* integriert. Sie stehen nicht mehr nur den Forscher*innen selbst und ihren Kolleg*innen der eigenen wissenschaftlichen Gemeinschaft zur Verfügung, sondern werden in Arenen mit anderen praktischen Verständnis bearbeitet und anderen Sets von Regeln und teleoaffektiven Strukturen unterworfen. Das Übertreten in andere *social sites* bleibt allerdings nicht ohne Konsequenzen für die Zahlen und Statistiken, denn sie müssen sich an die vorherrschenden sozialen Praktiken anpassen, damit sie darin genutzt und als Akteure fungieren können. Sie werden notwendigerweise übersetzt (Callon 1987; Star und Griesemer 1989) und können zu einflussreichen Akteuren werden. Dabei erfahren sie sowohl Zustimmung als auch Ablehnung und Anfeindungen. Beides kann auf die Stätten, in denen sie produziert wurden, zurückwirken und sie in ihrer Arbeit beeinflussen – dies z.B. indem zur Disposition gestellt wird, was wissenschaftlich fundierte Ergebnisse sind oder was die Wissenschaftlichkeit einer Arbeit auszeichnet, um als Autorität für bestimmte Wissensinhalte gelten zu können. In der Auseinandersetzung um die Immobilienvermögenserhebung der OeNB dreht sich diese Auseinandersetzung vorwiegend um Grundprinzipien wissenschaftlichen Arbeitens. Sie wurden schon in den frühen Beiträgen von Befürworter*innen der Quantifizierung politischer Entscheidungsfindung favorisiert (Porter 1996, 74ff) und

7 Der Vollständigkeit halber sei hier ergänzt, dass auch die Verortung in der Wissenschaftsberichterstattung nicht vor Verkürzungen, Vereinfachungen und Umdeutungen schützt, wie z.B. die Analyse von Elliott (2012) zeigt.

betreffen vor allem Objektivität und Transparenz. Aspekte, die Sozialwissenschaften generell oder bestimmten Disziplinen oder Richtungen immer wieder abgesprochen werden. Dies drückt sich im Vorwurf aus, dass die Forschung und die Forscher*innen von Ideologie geleitet und daher unwissenschaftlich und nicht objektiv seien (über die hier besprochene OeNB Erhebung hinausgehend sind die regelmäßigen Angriffe auf die Gender Studies ein weiteres Beispiel hierfür: siehe S. Mayer u.a. 2018).

Das erzeugt eine paradoxe Situation für die Sozialwissenschaft und für die Forscher*innen. Einerseits ist es für eine gute Wissenschaft notwendig, dass sich Forscher*innen für ihre Arbeit begeistern können und engagiert qualitativ hochwertige Ergebnisse produzieren, andererseits verlangt dieses Idealbild objektiver Forschung einen distanzierten und an den konkreten Ergebnissen und Folgen der Forschung vorgeblich desinteressierten Zugang zur wissenschaftlichen Wissensproduktion. Transparenz wird als möglicher Ausweg aus dieser paradoxen Situation immer wieder angeführt. Sie soll eine Möglichkeit darstellen, die kontaminierenden Einflüsse persönlichen Engagements unter Kontrolle zu halten. Das ist im Fall der OeNB-Studien zu Vermögen allerdings nur teilweise gelungen: So wurde zwar als Argument zum Schutz vor Abwertung eingebracht, dass die Durchführung und alle methodischen Entscheidungen zur Erhebung jederzeit transparent gewesen seien. Dies hat weitere Angriffe aber nicht unterbunden und vor allem hat dieser Zugang dazu geführt, dass der namentlich genannte und persönlich angegriffene Forscher keine öffentliche Unterstützung und Verteidigung erfahren hatte. Er wurde in der medialen Auseinandersetzung alleine gelassen.

So unangenehm und untergründig diese konkrete Auseinandersetzung auch ausgefallen ist und generell für die Sozialwissenschaften und ihren Forschungsergebnissen auch sein mögen, sie sind für die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion nichtsdestotrotz relevant. Die Sozialwissenschaften können und sollten sich nicht vor kritischen, fordernden auch belehrenden Blicken abschotten. Im Gegenteil, den Sozialwissenschaften muss sogar mehr Beachtung zukommen, da sie in der gegenwärtigen Gesellschaft eine große und einflussreiche Rolle einnehmen, z.B. durch die laufende Forderung nach evidenzbasierter Politik und den Sozialwissenschaften als einer der Evidenzerbringerinnen. Wenn diese Forderung ernst genommen wird, muss ein besonderes Augenmerk darauf gelegt werden, wie Evidenz erzeugt wird, die zur Entscheidungsfindung oder auch nur Legitimation herangezogen werden soll; wie Glaubwürdigkeit von wissenschaftlicher Arbeit und Expertise in der breiten Öffentlichkeit entsteht und (re-)produziert wird.

Diese Auseinandersetzung ist besonders dann wichtig, wenn die evidenzbasierte Entscheidungsfindung die demokratische nicht ablösen, sondern ergänzen soll. Um diese auch in der medialen Öffentlichkeit behandeln zu können, wäre mehr Aufmerksamkeit in der Wissenschaftsberichterstattung für diesen Problemzusammenhang wünschenswert. Allerdings sind hier auch die Sozialwissenschaften inklusive der Wissenschaftsforschung gefordert, sich verstärkt um ihre eigene Wissensproduktion zu kümmern. Ein gangbarer Weg dorthin wäre es, die Komplexität dessen anzuerkennen, wie Wissen oder etwas sozialwissenschaftlich zu wissen (hier in Form von Zahlen und Statistiken), ko-produziert wird. Wie es also erarbeitet, aufgegriffen, übersetzt, rückübersetzt und adaptiert wird. Anzuerkennen ist, dass eine Vielzahl und Vielfalt an Entscheidungs- und Interpretationsleistungen verschiedenster Akteur*innen und Akanten aus unterschiedlichen sozialen Arrangements in diese miteinfließen. Weder kann sich die Sozialwissenschaft auf ihre eigene Gemeinschaft alleine berufen, noch können Politik oder Medien auf diese verweisen und sich aus der Verantwortung nehmen, wenn es darum geht, welche Art etwas zu wissen relevant, bedeutsam und einflussreich ist oder sein soll. Sie sind alle daran beteiligt und beeinflussen sich gegenseitig. Große Datenmengen und einflussreiche Forschungsergebnisse entstehen nicht einfach, sondern sind das Produkt verschiedener Praktiken, getragen von einer Vielzahl von Akteur*innen und Akanten die dafür verantwortlich sind und damit auch die Verantwortung übernehmen müssen.

